

Wolfgang Pohrt
Wahn, Ideologie und Realitätsverlust

Wolfgang Pohrt (* 5. Mai 1945; † 21. Dezember 2018) studierte Soziologie, Psychologie, Politische Wissenschaften und Volkswirtschaftslehre in Frankfurt und Berlin. 1976 erschien seine Dissertation »Theorie des Gebrauchswerts«. Er arbeitete von 1974 bis 1980 als Assistent am Lehrstuhl für Soziologie an der Pädagogischen Hochschule in Lüneburg. Danach war er freier Publizist und veröffentlichte in zahlreichen Zeitschriften. Von 1990 bis 1994 erstellte er im Auftrag von Jan Philipp Reemtsma für die Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur Studien über das »Massenbewusstsein« in Deutschland, die sich methodisch an Adornos »The Authoritarian Personality« orientierten. Im Auftrag dieser Stiftung arbeitete Pohrt 1995-1996 an einer Untersuchung über Bandenbildung. Danach Tätigkeiten in verschiedenen Forschungsbereichen. Ab 2011 schaltete sich Wolfgang Pohrt wieder in die öffentlichen Debatten ein, hielt Vorträge und publizierte weitere Bücher.

Edition
TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung

1. Auflage: Berlin 2025

© Verlag Klaus Bittermann

Grimmstr. 26 – 10967 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

www.edition-tiamat.de

Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign

Druck & Bindung: cpi books GmbH Leck

ISBN: 978-3-89320-326-0

Wolfgang Pohrt

Wahn, Ideologie und Realitätsverlust

Metamorphosen des deutschen
Massenbewusstsein

Ein Reader

Herausgegeben und mit einem Nachwort von
Klaus Bittermann



Critica
Diabolis
333

Edition
TIAMAT

Inhalt

Nutzlose Welt	
Ohnmacht im Spätkapitalismus – 7	
Vielleicht war alles erst der Anfang – 28	
Überlegungen zur Aktualität von KZ-Erfahrungen – 47	
Ein Volk, ein Reich, ein Frieden – 62	
Liebe und Geld bei Balzac – 71	
Vier Milliarden Ausländer – 88	
Die Angst der Deutschen – 94	
Der Täter als Bewährungshelfer – 102	
Entlastung für Auschwitz – 105	
Rebellion der Heinzelmännchen – 112	
Vernunft und Geschichte bei Marx – 124	
Volkssturm oder Emanzipationsbewegung – 136	
Über die Survivalists – 146	
Die Wiederkehr des Gleichen – 155	
Der Staatsfeind auf dem Lehrstuhl – 171	
Antiamerikanismus, Antiimperialismus – 187	
Wie die neuen politischen Strömungen zu den Idealen der Ausklärung stehen – 203	
Zukunftsangst. Die Drohgebärde der Bedrängten – 212	
Der Bildungsbürger als Schizophrener – 224	
Der deutsch-jüdische Verbrüderungskitsch – 236	

Der moderne Flüchtling –	244
Rassismus als Identitätsersatz –	261
Nationalismus am Ende –	280
Lenkinstrument und Bildungsgespens –	288
Der Weg zur inneren Einheit Vorbemerkung und Schlussfolgerungen –	301
Meinungen und Tatsachen –	315
Ausländerverfolgung (Auszüge) –	323
Rassismus für den gehobenen Bedarf –	338
Helden und Intellektuelle –	370
Leben ist Sterben –	394
Irgendwo im Nirgendwo –	418
Alle Wege führen zum Kapitalismus –	435
Das Kapital ist so einfach und stabil wie das Krokodil –	440
Die Vertreibung aus dem Paradies –	443
Schöne neue Welt –	457
Wie Adorno und Horkheimer mich vor einen Studienabbruch bewahrten –	481

Klaus Bittermann

An allem ist zu zweifeln

Anmerkungen zum ideologiekritischen Denken

Wolfgang Pohrts. Nachwort – 487

Drucknachweise – 507

Nutzlose Welt

Ohnmacht im Spätkapitalismus

Cesare Pavese – ein Schriftsteller, der von den Faschisten in die Verbannung geschickt worden war, Mitglied der KPI wurde und sich 1950 auf dem Höhepunkt seines literarischen Erfolges das Leben nahm – schrieb 1930 einen Essay über Sinclair Lewis. Bestimmend für dessen Romane, so Pavese, sei das Motiv, »dem erniedrigenden grauen Alltag, der ermüdenden Leere der Fabrik, der Büros und der Häuser zu entrinnen«.¹

Die »Spoon River Anthology«² von Edgar Lee Masters – eine Sammlung fiktiver Grabinschriften, von den Toten nach ihrem Ableben verfasst – charakterisiert Pavese als ein Buch, »in dem sich fast alle über ihr verpfushtes Leben beklagen«. Er gibt ihnen recht und stellt fest:

1. Cesare Pavese, »Schriften zu Literatur«, Hamburg/Düsseldorf 1967, S. 37. Seine Beschreibung des *literarischen Trinkens* in Amerika: »Irgendwann in einem Roman läßt einer der Helden alles stehen und liegen, seine Arbeit, seine Familie – falls er eine hat –, seine gute Erziehung, und verschwindet für einige Zeit zu der üblichen Safttour. [...] Schließlich kehrt der Rebell wieder an seinen Platz im Leben zurück, etwas angeschlagen und bleich zwar, aber mit einem neuen Selbstbewußtsein: Er ist noch nicht vollständig unter die Räder der Zivilisationsmaschine geraten, sein Leben hat noch Würde.«
2. Deutsche Ausgabe unter dem Titel »Die Toten von Spoon River«, München 1968.

»Es bedarf keiner Psychoanalyse, um zu entdecken, dass das Leben ein einziger Friedhof gescheiterter Pläne, erlittener Wirklichkeit und ›gestutzter Flügel‹ ist.«³

Wenig Kombinationstalent gehört dazu, solche Sätze als Bestätigung von Hans-Jürgen Krahl's Vermutung zu lesen, dass sich »der ästhetische Gehalt, die Wahrheit der modernen Kunst aus der Trauer über das Sterben der Gebrauchswerte« bestimmt.⁴

Als zentrales Thema der amerikanischen Literatur zwischen den Weltkriegen entschlüsselt Pavese ein Übel, welches die Gesellschaft über die Klassegegensätze hinweg periodisch befiel, seit das Zerrinnen der von der Französischen Revolution geweckten Hoffnungen die heroische Epoche des bürgerlichen Zeitalters abschloss. Schon von Offenbach ist der Plan überliefert, eine »Gesellschaft zur wechselseitigen Versicherung gegen Langeweile« zu gründen. Die Zeit des Flaneurs, dem seine historische Gnadenfrist nach Benjamins Beobachtung nur noch Gegenstand des Zeitvertreibs sein konnte, war dieselbe, in welcher die Arbeiter erstmals in den Selbstmordstatistiken massiv in Erscheinung traten. Würde die Geschichte ihren logischen Trott weitermarschieren, dann – das deutete sich damals an – würde die Welt allmählich die Gestalt völliger Unbrauchbarkeit für die Menschen annehmen.

Seit dem Zusammenbruch der Protestbewegung wird man von der Gegenwart sagen dürfen, dass sie solche in sie gesetzten Erwartungen erfüllt hat. Arbeiter, denen auch der Sportteil der *Bild*-Zeitung in der Frühstückspause kein

3. Pavese, S. 90

4. Hans-Jürgen Krahl, »Konstitution und Klassenkampf«, Frankfurt 1971.

Lebenszeichen mehr entlockt; 16jährige Lehrlinge, die bereits gegen das Krankfeiern einzuwenden haben, dass im Betrieb immer noch mehr los sei als anderswo, die sich als Jugendliche schon wie Rentner fühlen; Schüler, die mittags in der Straßenbahn das am Abend zu erwartende Fernsehprogramm bejammern; Mittelstandskinder, Objekte antiautoritärer Erziehungsmechanik, die in der frostigen und bedrückenden Atmosphäre vorstädtischer Komfortwohnungen sich zu den sprachlosen und gefühlkalten Menschenhülsen heranentwickeln, welche die Eltern schon sind; Jugendliche, die bei moderner Popmusik – Lärm gewordene Monotonie – stundenlang wortlos beieinander sitzen, mit stumpfem Blick, aber ohne gelegentliche Wutausbrüche als Zeichen, dass das völlige Fehlen von Verständigung als unerträglich empfunden wird; deren Aphasie so weit geht, dass sogar innerhalb eines zusammenlebenden Paares die Mitteilung selbst der trivialen Alltagserlebnisse unterbleibt; linke Wohnungen, in denen der Besucher die Einsamkeit und Freiheit genießen kann, die er sonst nur in Bahnhofswartesälen findet; Versammlungen politischer Gruppen, während derer die einen den *Stern* lesen, die anderen unbeirrbar und mit entrücktem Gesichtsausdruck stricken und als einziges Lebenszeichen bisweilen die Mitteilung von sich geben, sie verstünden nicht – ohne sich ernsthaft daran zu stoßen; Spontis, die nach dem Ende eines Teach-in der aus aktuellem Anlass gebotenen spontanen Demonstration zur griechischen Handelsbank dann doch den gewohnten Trott in die Stammkneipe vorziehen – all diese beliebig fortzusetzenden Beobachtungen verdichten sich zu dem Eindruck, dass die beklemmende Enge jeglicher Lebensverhältnisse so drückend geworden ist wie nie zuvor.

Es ist dies umso befremdlicher, als die Rebellion gegen

solche Lebensverhältnisse vielleicht gerade den Mythos und damit die politische Kraft und Radikalität der Studentenbewegung ausmachte, namentlich im Pariser Mai, wo surrealistisch-hintersinnige Parolen die neuen Gebrauchswertqualitäten auf den Begriff brachten, welche vordem nahezu unbenutzbar gewordenen Gegenständen und Beziehungen durch die Aktionen der Arbeiter und Studenten zuwuchsen (»Sous les pavés, la plage!«). Vorboten dieser Revolte waren die Pflastermaler, Gammler und Hippies gewesen, die Filme von Godard und Truffaut, die Musik der Beatles und der Rolling Stones.

Schon in Truffauts 1959 entstandenem Film »Schießen Sie auf den Pianisten« sind die wichtigsten Motive und Mittel der Darstellung versammelt. Dank seiner Frau, die sich mit einem einflussreichen Impresario einlässt, macht ein Pianist Karriere. Aber damit ist nichts gewonnen. Seine Frau stürzt sich aus dem Fenster, und er selbst spielt unter anderem Namen in einer Pariser Vorstadtkneipe Tanzmusik. Dann der Versuch eines Comebacks, zwei Tote, und in der letzten Einstellung klimpert der Pianist wieder in einer Kneipe Tanzmusik. Diese Geschichte wird ohne Pathos und Sentimentalität erzählt, eigentlich gar nicht als Geschichte, denn auf logische Stringenz der Handlung wird ebenso verzichtet wie auf durchgehaltene Charaktere. Ausgedehnte Einstellungen verweilen bei Personen und Dialogen, die für den Gang der Handlung, so wie er eben resümiert wurde, ohne Belang sind. Durch solche Emanzipation von dem Schwindel, der in den konventionellen Filmen jenem Tun und Lassen der Akteure Sinn und Bedeutung gab, entsteht eine alpträumhafte Atmosphäre. Dass die gutmütigen, täppischen Ganoven schließlich schießen würden, hatte man bis zum Schluss nicht geglaubt und doch immer schon gewusst. Bei jeder neuen

Etappe der Tragödie zuckt man zusammen, ohne eigentlich überrascht zu sein. Das Verhängnis ist banaler Alltag geworden, und im Rahmen des Üblichen gibt es kein Entinnen.

Das Gedicht eines Pflastermalers, im Frühling 1965 mit Kreide auf den Berliner Kurfürstendamm geschrieben, drückt eine andere Variante dieses Lebensgefühls aus. In einer kunstlosen Litanei erzählt es die Lebensgeschichte seines Autors, indem es sie auf folgende Angaben reduziert: »Werkzeugschlosser geworden ..., täglich 8 Stunden gearbeitet, 8 Stunden geschlafen, 2 Stunden gegessen, 2 Stunden ferngesehen ... im Jahr drei Wochen Urlaub gehabt ...« Als lebendige Konsequenz aus dieser Geschichte saß der Autor auf der Straße. Er hatte es satt gehabt, seinen Job hingeschmissen und war Gammler geworden.

Aus besseren Verhältnissen kommt Godards »Pierrot le Fou«. Gegen die gutsituierte Monotonie seiner Ehe rebelliert er in den ersten Einstellungen durch merkwürdige, skurrile Lektüre, an die er Überlegungen knüpft, deren eigentümlicher Zauber darin besteht, dass sie ernst gemeint und doch ganz sinnlos sind. Dann verlässt er eine Party, wo die Dialoge in der Rezitation von Werbeslogans auf anspruchsvollere Konsumgüter bestehen, und brennt mit dem Kindermädchen durch. Die beiden knacken Autos, prellen die Zeche und gewinnen ihr merkwürdig zerrissenes Glück dem Umstand ab, dass sie an *Eines* mit Sicherheit keinen Gedanken verschwenden: An die Garantien eines bürgerlichen Lebens. Dieser selbstzerstörerische Zug führt in der letzten Einstellung zu einer brüchigen Konsequenz. Pierrot wickelt sich eine Batterie Dynamitstangen um den Kopf, verwirft den Plan wieder, aber da hat die Zündschnur schon Feuer gefangen und er fliegt mit einer Detonation von überdimensioniertem Overkill in die Luft.

Im selben Jahr erscheint von den Rolling Stones der Titel »I can get no Satisfaction«. Dominiert in diesem Beat-Stück noch die Freude, es endlich einmal auszusprechen, nicht länger mehr verlegen gute Miene zu bösem Spiel machen zu müssen; herrscht hier noch das befreiende Gefühl, etwas gewagt zu haben; ein Selbstbewusstsein, welches es sich leisten kann, über sich selbst und die anderen zu lachen – so zeichnen sich zwei Jahre später in »Bonnie und Clyde« unerbittlich und exemplarisch die Konsequenzen für alle ab, die sich das entwürdigende Alltagsleben selbst um den Preis der physischen Integrität nicht gefallen lassen. Den Wendepunkt in der Geschichte der Protestbewegung, mit dem der Zeitpunkt des Anlaufens dieses Films ungefähr zusammenfällt, bezeichnet im Film selbst noch einmal die Szene im Auto, wo der Leichenbestatter seinen Beruf verrät.

Eben noch hatte man sich über das Heiratsannoncenpärchen amüsiert, hinter dessen aufgetünchter Turtelei lächerliche Schäbigkeit zum Vorschein kam, und nun gibt Bonnies visionäre Empfindlichkeit augenblicklich zu erkennen: Wenn das Alltagsleben erbärmlich ist, so ist die individuelle Rebellion dagegen schrecklich. Das Ende des Films ist inzwischen amerikanischer Alltag geworden. Die folgende Pressereportage über das Schicksal eines schwarzen »Amokschützen« könnte eine Passage aus dem Drehbuch sein:

»Er riss die Arme himmelwärts, und sein ganzer Körper bäumte sich kerzengrade auf. Dann fiel er aufs Gesicht. Die Maschinengewehre überschütteten ihn weiter mit Kugeln. Sie feuerten volle fünf Minuten. Auch die Polizisten auf meiner Seite schossen immer weiter. Seine Kleidung wurde in Fetzen gerissen. Er bewegte sich

nicht mehr, nachdem er zu Boden gestürzt war. Sie pumpen ihn einfach mit Kugeln voll.« (FR, 9.1.1973)

Es ist vermutlich solcher Terror, der in Hubschrauberdepots nach vorgeschalteten Eskalationsstufen auf jeden lauert, woraus der Bann gebildet ist, der die gegenständliche Welt in nutzloses Spielzeug verzaubert. Ganz unmittelbar und bewusst kann man diesen Zusammenhang verspüren, wenn man am Tag nach einer zerschlagenen Demonstration durch die Geschäftsstraßen läuft.

Der Widerstand gegen solche Ohnmacht, die selbst die luxuriösen Wohnungen besserer Angestellter zu Stätten trüben, freudlosen Dahinsiechens macht, stellte in der Protestbewegung den Bezug her zwischen tagtäglich erfahrener Entmündigung und Erniedrigung und großer Politik.

»Die beschnittenen Entäußerungsmöglichkeiten in der bürgerlichen Produktion bedeuten konkret z.B. Ohnmacht und Untätigkeit angesichts von Krieg, Völkermord, von Hunger und Elend in der unterentwickelten Welt, von sinnloser, die Existenz vergiftender Arbeit.«

So hatte es 1967 in einem SDS-Papier zur Hochschulpolitik geheißen. Die Protestbewegung nahm die politische Essenz eines Lehrsatzes auf, den Godards »Pierrot le Fou« in Bildern ausspricht: Ein Auto verwandelt sich aus einem verhätschelten Fetisch, der seinen Besitzer versklavt, in einen vorzüglichen Gebrauchsgegenstand, wenn man es nur einfach klaut und ein paar Kilometer weiter stehen lässt.

Auf legale Weise ließ sich die gegenständliche Welt zwar kaufen, als Gebrauchswert aneignen aber nicht. Die Lebensfreude, welche die Protestbewegung Dingen wie

Kleidung und Wohnung abgewann, leitete sich analog vom politischen Kampf ab, in dessen Zusammenhang sie standen. War als zentrale Instanz der Unterdrückung die amerikanische Kriegsmaschinerie in Vietnam identifiziert, dann war der Antiimperialismus der Angelpunkt für die Kulturrevolution gegen den American Way of Life. Aus dieser erstanden Wohnung und Kleidung plötzlich wieder als Gebrauchswerte. Nach dem Zusammenbruch der Bewegung, als solche festgehalten und vom politischen Zusammenhang gelöst, wurden sie schnell zu harmlosen Modeartikeln in den Boutiquen und auf dem Büchermarkt. Parallel zu diesem Niedergang bildete das Leben vieler Individuen aus der Protestbewegung sich zurück. Politische Arbeit als Berufsalltag mit Fernsehen als Entspannung und Fußball als obligatorischem Ausgleichssport war bis dahin unbekannt gewesen. Die Protestszene spaltete sich in komplementäre Gruppen.

Die vordergründige Tüchtigkeit der Funktionäre wurde nur ergänzt durch den störrischen Infantilismus derer, die sich die verdinglichte Bezeichnung »Spontis« (nach großer Anstrengung und mit viel Glück ist man vielleicht auch mal spontan, Spontaneität als Programm aber ist absurd) gern gefallen ließen. Intellektuelle, die sich an den Schriften von Benjamin, Adorno und Horkheimer politisiert hatten, blieben bei ihrem Metier, nun als Berufsalltag behandelt, und schworen zu ihrer Entlastung nach Feierabend auf die Arbeiterbewegung und die Politische Ökonomie. Damit war von der Verheißung, von der die Protestbewegung einmal lebte, nichts mehr übriggeblieben. Die seltenen Aktionen wurden zu lästigen, halbherzig absolvierten Pflichtübungen, die einst so lebendige Diskussion schlug um in lähmende Aphasie.

Damit aber war nicht einfach eine politische Bewegung

am Ende. Damit war – wird hier vermutet – der endgültige Durchbruch von gesellschaftlichen Verhältnissen besiegelt, gegen welche der Widerstand der internationalen Studentenbewegung ein letztes Todeszucken oder der erste größere Aufstand war – das ist einstweilen keine theoretische Frage, sondern hängt von den Aktionen ab, die folgen werden.

In der Protestbewegung galt, daran erinnert eine Publikation von *Il Manifesto*, »das Studentsein als Privileg und gleichzeitig als Entfremdung und spezifisches Elend«. Bei der Interpretation dieses Sachverhalts hilft vielleicht folgendes Marx-Zitat:

»Selbst die Erleichterung der Arbeit wird zum Mittel der Tortur, indem die Maschine nicht den Arbeiter von der Arbeit, sondern die Arbeit von ihrem Inhalt befreit.«
(I/446)

Die Entsubstanziierung manueller wie nun auch wissenschaftlicher Arbeit (Ärzte, die nur Pillen verschreiben, Physiker, die nur Messreihen veranstalten usw.) könnte dazu geführt haben, dass hier wie dort die partikulare Tätigkeit als quälende Hinnahme von Ohnmacht und Beschränkung empfunden wird. Der Umstand, dass über Sinn und Zweck der arbeitsteiligen einzelnen Tätigkeit nur nach Maßgabe des Ganzen entschieden werden kann, drängt sich unabweisbar ins Bewusstsein, weil er die einzelnen Tätigkeiten verunstaltet und entstellt: Es gibt nichts mehr, was so selbstverständlich nützlich wäre, dass man es guten Gewissens tun könnte.

Weil beim Universitätspersonal der Blick für die Sinnlosigkeit der Arbeit nicht durch den Umstand getrübt wird, dass immerhin noch handgreifliche und unverzichtbare

Gegenstände dabei herauskommen, konnte die Studentenbewegung Forderungen entwickeln, von denen *Il Manifesto* behauptet, dass die Arbeiterklasse »in ihnen eigene und allgemein gewordene Bedürfnisse wiederentdeckte«. Der antiinstitutionelle Kampf der Studentenbewegung gegen Schule und Universität als Reproduzenten von Hierarchien und sozialen Rollen hatte zur Voraussetzung, dass die harmonisierende Vorstellung von gerechter und vernünftiger Arbeitsteilung verschwunden war, derzufolge es, weil Menschen zu kurieren, Prozesse zu führen und Autos zu reparieren waren, Ärzte, Advokaten und Schlosser geben musste.

Die Verschiedenheit der Gebrauchswerte war Angelpunkt gewesen für die Legitimation der Verschiedenheit der Produzenten, die sie herstellten. Das Zusammenbrechen dieser Legitimation deutet demnach auf tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen hin, die bis in die Ware hineinreichen. Ihnen kommen die Autoren von *Il Manifesto* auf die Spur, indem sie den Widersinn, dass einerseits die Studenten nicht in der Klassentheorie unterzubringen sind, andererseits doch aber die Studentenbewegung zweifellos höchst real war, nicht mit barschem Verweis auf die Arbeiterbewegung verdrängen, sondern sich von ihm zu der Frage veranlasst sehen:

»Ob der Schlüssel zur Studentenrevolte nicht gerade in der Ambiguität und in der Entfremdung der Lage des Studenten zu finden ist. Ob seine »Nichtexistenz« [das klassentheoretisch nur Scheinbare seiner Existenz] gerade nicht die Nebelbildung einer ideologischen Konkretion ist (man glaubt, Student zu sein), sondern die Materialität eines vom Kapital [...] verursachten Prozesses.«

Solche »Nichtexistenz« ist nach einer Vermutung Horkheimers aus dem Jahre 1939 das universelle Schicksal der Menschen, falls sie nicht in den logischen Gang der Geschichte intervenieren: »Im Spätkapitalismus verwandeln sich die Menschen zuerst in Unterstützungsempfänger und dann in Gefolgschaften«;⁵ in diese Verfassung gerate der Mensch »durch seine steigende Entbehrlichkeit, durch seine Trennung von der produktiven Arbeit, durch das dauernde Zittern um die erbärmliche Notstandshilfe im Zeitalter der großen Industrie.«⁶ Die Menschen werden Rentner und Zwangsarbeiter in einem. Ihre materielle Existenz leitet sich nicht aus einem unverbrüchlichen Rechtsanspruch auf das Entgelt für ihre Arbeitskraft her, und sie wird als Gnadenerweis, als jederzeit widerrufbare Gratifikation empfunden.

Daher selbst bei gutsituierten Angestellten die tiefsitzende Angst vor Hunger und Elend, welche die zentrale Triebkraft aller Unterwürfigkeit und manischen Anpassung ist. Die staatlichen Arbeitsbeschaffungsprogramme lassen alle Tätigkeiten tendenziell Beschäftigungstherapie werden, und die damit einhergehende Zerstörung der Gebrauchswerte nimmt deren Produzenten Selbstbewusstsein und Funktion.

Das Wertgesetz wirkt nach seinem Untergang negativ fort als reiner Zwang: Ohne Arbeit kein Geld, aber mit Arbeit hat man es noch lange nicht verdient. Statt produktiver Tätigkeit ist Arbeit Leiden und Unterwerfung, die Hinnahme der eigenen Entwürdigung zum kindischen Produzenten von Unfug, die Demutsgeste, welche der Verteilungsapparat prämiiert. Daher wird bei der Arbeit statt der

5. Max Horkheimer, »Die Juden und Europa«, in: Horkheimer, »Autoritärer Staat«, Amsterdam 1967

6. Horkheimer, »Autoritärer Staat«, S. 74

Anstrengung die Langeweile zur Tortur: Das ewige Warten auf die Frühstückspause, die Toilettenpause, die Mittagspause, den Feierabend – ein Warten, das noch quälender wird, wenn der Produktionsablauf stockt. Im selben Maße, wie mit der Zerstörung der Gebrauchswerte die ökonomische Vermittlung von Herrschaft reiner Vorwand wurde, entwickelte sich die außerökonomische Unterdrückung, die sublimere der Kulturindustrie wie die brutale der Polizei- und Militärapparate. Dies ist der Grund, weshalb Adorno die Marxsche Verelendungstheorie aufnimmt und radikalisiert:

»Der Schauplatz des kryptogamen, gleichsam zensurierten Elends aber ist die politische und gesellschaftliche Ohnmacht. Sie macht alle Menschen derart zu bloßen Verwaltungsobjekten der Monopole und ihrer Staaten, wie es zu Zeiten des Liberalismus nur jene paupers waren, die man in der Hochzivilisation hat aussterben lassen.«⁷

Dass die Wirklichkeit diese Analyse eingeholt hat, ist seit dem Zusammenbruch der Protestbewegung offenkundig. Selbst politisch organisierte Studenten sind mit Argumenten, Motiven und Vorschlägen, welche die Protestbewegung ausmachten, nicht mehr zu erreichen. Obgleich sie mit gesellschaftstheoretischem Vokabular so geschickt zu hantieren wissen, wie vordem gewiss keine andere Studentengeneration, sind sie gegen Interesselosigkeit, Autismus und Aphasie so wenig resistent geblieben wie andere Gruppen der Bevölkerung. Vielleicht hat die offene Bru-

7. Theodor W. Adorno, »Reflexionen zur Klassentheorie«, in: »Gesammelte Schriften 8«, Frankfurt 1972, S. 386.

talität der Unterdrückung militanter Gruppen, die allen vorführt, was ihnen passiert, wenn sie Ernst machen, einem Sozialcharakter plötzlich zum Durchbruch verholfen, der mittels Pädagogik und Gruppentherapie ohnehin nicht hätte verhindert werden können, weil er von wesentlichen gesellschaftlichen Veränderungen hervorgerufen wird.

Diese Veränderungen konnten umso ungestörter wirken, als Scheinerfolge der Bewegung den Effekt begünstigten und verdeckten: Linke Literatur strömte in Bestsellerauflagen unter die Leute, aber die Leute nicht zur Revolution. Demonstrationen waren massenhaft, aber die Massen langweilten sich; der Markt linker Zeitschriften wurde immer bunter, aber die Diskussionen immer öder; die Wohngemeinschaften wurden populär, aber unpolitisch; individuelle Arbeit wurde durch Gruppenarbeit abgelöst, aber in den Gruppen wurde nicht gearbeitet; Begriffe wie Kapitalismus, gesellschaftliche Funktion, Relevanz usw. waren in aller Munde, aber niemand stieß sich daran. Die politische Essenz der Protestbewegung war in allen ihren Manifestationen, obschon sie nun erst richtig zu wuchern begannen, plötzlich nicht mehr präsent, ohne dass man genau hätte sagen können, was eigentlich fehlte. Was war geschehen?

Der Protest dieser Bewegung hatte, so die Vermutung hier, primär der Zerstörung der Gebrauchswerte gegolten. Vorstellungen wie die von einer Tätigkeit, daran man einen Narren gefressen zu haben glaubte; von einer geplanten Biographie; von einem glücklichen Leben mit einer ganz bestimmten, unverzichtbaren Person wurden der Kritik mittels gesellschaftstheoretischer und psychoanalytischer Kategorien unterzogen aus Entschlossenheit, mit derglei-

chen einmal wirklich Ernst zu machen: Statt selbstgewählter Tätigkeit nicht das gerade gefragte Berufsbild; statt geplanter Biographie keine Angestelltenkarriere; statt glücklichem Leben mit einer bestimmten Person keine qualvoll gemütliche Ehe. Der analytische Verstand war eine der Waffen, derer man sich dabei bediente.

Die Energie für das nächtliche Verschlingen von Büchern, die inzwischen nur noch in Seminaren mühsam durchgekaut und damit um ihren Gehalt gebracht werden, wurde gespeist aus der Wut über den Betrug am richtigen Leben, dessen Opfer man selbst werden sollte. Sie schloss die moralische Empörung über all jene ein, die zwei Weltkriege und den Faschismus widerstandslos über sich hatten ergehen lassen. Die intellektuelle Arroganz entsprang der richtigen Erkenntnis, dass die selbstmitleidige wie stets auch zu bedrohlichem Auftrumpfen bereite Dummheit kleiner Leute von den Untaten der KZ-Wächter ununterscheidbar geworden war. Die Wut über die Zumutung, nach dem Vorbild jener gemodelt zu werden, die sich nicht nur mit einer trüben Existenz zufriedengaben, sondern daran selbst um den Preis der Kumpanei mit den faschistischen Verbrechen festhielten – diese Wut also war stets bereit, sich an Gegenständen zu entzünden, deren Aufzählung mit den Schikanen des Hausmeisters beginnen und mit der amerikanischen Indochinapolitik noch längst nicht aufhören würde. Sie löste politische und theoretische Arbeit, die beide fast ununterscheidbar geworden, aus der fatalen Alternative von Pflicht und Entspannung. So ernsthaft und anstrengend, wie sie waren, wurden sie zu einem lebensnotwendigen Bedürfnis.

Aus solcher im emphatischen Sinn ernsthaften Arbeit entstanden dann auch unbeabsichtigt Augenblicke, in denen die Befreiung von Mühe und Anstrengung wirklich

glückte. Deshalb waren damals die Versammlungen und Demonstrationen, mit denen durchaus nicht zu spaßen war, um so viel vergnüglicher, als es heute selbst die linken Feste sind. Psychoanalytische und gesellschaftstheoretische Kategorien waren das Seziermesser, womit man die Personen und Institutionen, von denen man gequält wurde, genießerisch zerlegen konnte. Die einschüchternd akademische Universität entpuppte sich als Kadettenanstalt fürs Kapital, hinter furchterregenden Autoritätspersonen kamen faschistoide Kleinbürger zum Vorschein, prüde Moral war nichts weiter als schäbige Furchtsamkeit vor den eigenen deformierten Trieben. Wo solche Erkenntnisse Kritik blieben, Wut über die Unmöglichkeit, menschenwürdig zu leben, wurden sie auf unvorhersehbare Weise praktisch und lehrten die Bürger das Fürchten.

Zu Lebenshilfen positiviert aber wurden sie schnell akzeptabel. Die Kritik an der monogamen Ehe etwa griffen die Bürger dankbar auf als vernünftigen Grund, die längst schon zum umständlichen und lästigen Beiwerk gewordene Liebe endgültig fallen zu lassen. Um so fataler angesichts dessen, dass sich der politische Anspruch mancher Wohngemeinschaften darauf zu reduzieren droht, gouvrenantenhaft und mit puritanischer Strenge darüber zu wachen, dass das Geschlechtsleben nicht durch Liebesbeziehungen und Eifersüchteleien problematisiert werde. Die zur neuen Moral gewordene Kritik an der alten kodifizierte nur, was ohnehin schon auf der Tagesordnung stand, und gegen ihre Vorgängerin ist sie so fortschrittlich wie das Aktienkapital gegen das individuelle, oder wie der Staatsinterventionismus gegen den Freihandel. Sie verschüttet solche lebensgeschichtlichen Erfahrungen, wie sie selbst zu Zeiten des Wirtschaftswunders einen Arbeiter zu gesellschaftstheoretischen Erkenntnissen von solcher Radi-

kalität zwingen, wie kein betulicher Schulungsabend sie erzielen kann: Sein kleinbürgerliches Glück mit frisch möblierter Neubauwohnung, Kind und Frau wurde zunichte, als letztere sich während der Überstunden, welche die ökonomische Basis der Idylle waren, mit einem anderen tröstete. Statt Verständnis zu zeigen, packte er seine Sachen. Anders als selbst für KP-Funktionäre war Familienglück für ihn keine Lebensperspektive mehr. Ziemlich versoffen war er als Hilfsarbeiter beim Brunnenbau gelandet und aufs Wirtschaftswunder und auf den freien Westen schlecht zu sprechen.

Insofern die affirmativ gewordene Kritik an der alten Moral solches Leid als rückständig, ja als Marotte diffamierte, trug sie zur Eliminierung der wenigen verbliebenen Brennpunkte lebensgeschichtlicher Erfahrung bei, an denen sich Erinnerung und Wunschvermögen bisweilen noch einmal aufrichteten und dem Verstand die Kraft gaben, im Röntgenbild der kleinen Freuden des Alltags die tödliche Notwendigkeit zu erkennen, entweder die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse niederzureißen oder an ihnen zu scheitern. Während es gegolten hätte, die selbst nur noch widersprüchlich, nämlich allein im Augenblick ihres Scheiterns erfahrbaren Errungenschaften des bürgerlichen Zeitalters – Vernunft, Autonomie, Individualität, romantische Liebe – durch eine revolutionäre Aktion vor ihrer Liquidierung durch die kapitalistische Entwicklung zu retten, betrieb die neue Moral durch die Zerstörung der nur noch im Verhältnis von Anstrengung und Scheitern bestimmbar lebensgeschichtlichen Identität den ökonomisch schon vorbereiteten Untergang des Subjekts.

Den Bürgern, die sich nun endlich auf FKK-Stränden, in schamlos sterilen Pornofilmen und beim Partnertausch

tummeln konnten, um unbeschwerter der Ehe und dem Geschäft nachzugehen, war diese Moral deshalb so viel bekömmlicher als den Genossen, die teils mit masochistischer Lust noch darunter litten, teilweise aber auch schon sich mit Renegateifer zum Ebenbild ihrer Eltern entwickelten.

Einerseits wurde häusliches Glück, Schöner Wohnen und reichlicher Kindersegen, alles mit sozialistischen Maximen zart übertüncht, wieder populär. Andererseits wurde das solidarische Prinzip, gemeinsam die Schwierigkeiten eines jeden Einzelnen zu besprechen und zu lösen, zum Vorwand für den allen karitativen Bemühungen inwohnenden Genuss, den anderen im selben Dreck stecken zu sehen, von dem man selbst nicht freikam. Das jeweilige Opfer kam dabei insofern auf seine Kosten, als es all die zu Recht geforderte Aufmerksamkeit, die aber mit rebellischen Anstrengungen nicht zu erringen gewesen war, nun plötzlich auf sich gewendet sah.

Ausdruck dieses Mechanismus, dem allmählich alle Lebensbereiche der Genossen durchdrang, und der nicht die Rebellion gegen die Erniedrigung, sondern diese selbst honoriert, ist auf Gruppentreffen der fürsorgerische Ton, die ausbeuterische Anteilnahme, wenn, weil keinem was Vernünftigeres einfällt, schließlich dazu aufgefordert wird, reihum einmal mit den eigenen Problemen herauszurücken. Die nur als Kritik richtige Erkenntnis, ein jeder sei einstweilen ein armer Teufel, dumm und unterdrückt, führt nicht mehr zu verletztem Stolz und wütendem Aufbegehren, sondern sie wird schamlos breitgetreten und als beglückendes Erlebnis einigender Verbundenheit in gemeinsam ertragener Unterdrückung genossen. Weil solche Kameraderie die Menschen nicht bestätigt, wo sie sich wehren, sondern wo sie wehrlos leiden – nichts wollen, nichts wis-

sen, nichts können und nichts tun –, herrscht grenzenlose Bereitschaft zu *menschlichem* Verständnis, und schon daran zu kratzen ist tabu. Milde Rücksichtnahme produziert eine Atmosphäre wie im Altersheim. In solchermaßen wattiertem Verkehr kann sich kein Widerstand entwickeln, wird doch auch niemand wirklich ernst genommen.

Wer Unsinn redet, erfährt nicht durch Kritik, dass er auch anders könnte und sich gefälligst anzustrengen hat. Stattdessen gibt ihm die herzlose Toleranz der Genossen zu verstehen, dass er sich als Sozialfall zu betrachten hat, von dem man gar nichts anderes erwartet. Weil jeder jeden als armen Irren betrachtet, von dem aus guten sozialwissenschaftlichen Gründen nichts zu erwarten ist, hört keiner dem anderen mehr zu.

So hat sich die universelle Tendenz des Kapitals, die Menschen zu überflüssigen, wirt vor sich hin brabbelnden Rentnern zu machen, die einander weder ernst nehmen, noch verstehen, noch wirklich lieben oder hassen können, unter der Maske des antiautoritären Protests gegen das Leistungsprinzip in die Studentenbewegung selbst eingeschlichen. Wo dieser gegen die Zumutung rebellierte, sich um puren Unfugs willen quälen zu sollen, traf er den Nerv der allermodernsten kapitalistischen Entwicklung. Indem er sich aber zur neuen Moral verfestigte, welche die Forderung an den Einzelnen, etwas Richtiges und Vernünftiges zu tun, insgesamt tabuierte, griff er nur den Bürgern unter die Arme, die ihren historischen Untergang überlebt und als kindische Greise und greisenhafte Kinder die Forderung längst aufgegeben hatten, dass ihre Tätigkeit sich als inhaltlich vernünftig und sinnvoll ausweise und anerkannt werde.

Die Mischung aus Kinderfastnacht und Altersheim fügt sich in der Marlboro-Reklame zum prägenden Bild, wo

senile Typen jegliche Würde des Alters preisgeben und sich nicht schämen, als Cowboys verkleidet herumzustiefeln. Der praktische Erfolg von Rollen- und Spieltheorie, der Boom auf dem Markt für Erwachsenenspiele, der Atika-Bummel und die Langnese-Blödeleien markieren ein soziales Klima, worin alles Spiel und Spaß wird, die eben deshalb mit Anstrengung und Zwang wieder unmittelbar zusammenfallen, statt die Menschen davon zu befreien.

Vom Bezug auf vernünftige Tätigkeit gelöst, werden Arbeit und Freizeit zu einem unernst tristen Einerlei, worin die alte gewerkschaftliche Forderung nach Verkürzung des Arbeitstages ihre Unbedingtheit und mit ihrer Unbedingtheit ihren revolutionären Gehalt verliert. Der Arbeiter oder Angestellte, den es aus anderen als nur unmittelbar ökonomischen Gründen über die notwendige Zeit hinaus am Arbeitsplatz festhält, ist zwar nicht repräsentativ, aber er ist auch keine Erfindung der Unternehmerverbände. Seine Logik, von zwei Möglichkeiten, sich zu langweilen, doch die zu wählen, bei der wenigstens Geld herauspringt, ist bestürzend folgerichtig: verbissenere und gelangweiltere Gesichter als bei Urlaubern und Sonntagsspaziergängern sieht man selten.

Seit die Herrschaft des Kapitals kaum noch inhaltlich, sondern nur mehr negativ bestimmbar ist als Zwang, nichts Ernsthaftes und Vernünftiges zu tun, sind vernunftloser Genuss und sinnliche Freuden nicht mehr identisch mit der selbstherrlichen Emanzipation der Menschen von notwendiger Arbeit unter der ständigen Drohung des Verhungerns und deren naturgesetzlich unbarmherziger Logik. Als Unterwerfung unter die Willkür der Apparate, welche die Menschen nur als Witzfiguren in einem Betätigungsfeld duldet, das den großstädtischen Spielplätzen

ähneln, wird die Genussfähigkeit selbst kraftlos und verkümmert.

Dass der terroristische Zwang zum Genuss, nämlich die Reklame, über diesen selbst triumphiert, ist nur konsequent. Deshalb der Widerspruch, dass einerseits bunt bebilderte und anspruchsvolle Kochbücher in Bestsellerauflagen auf den Markt geworfen werden, andererseits gerade besser verdienende Angestellte beobachtet werden können, wie sie in der Mittagspause mit sichtlichem Wohlbehagen an einem aufgewärmten Stück Fleischwurst herumkauen; dass einerseits immer delikatere Fleisch- und Wurstsorten den Markt beherrschen, die aber andererseits ganz einheitlich und so viel schlechter schmecken als früher und heute noch in rückständigen Gebieten der einfachste Presskopf; dass einerseits die Sexualität propagiert wird wie nie zuvor, andererseits selbst die Darsteller in den einschlägigen Filmen schon auf den Standfotos so aussehen, als säße sie besser hinter der Schreibmaschine, er besser hinter dem Lenkrad, und somit dem heute repräsentativen Menschentypus gleichen, den man sich in allen Situationen des Lebens ganz gut vorstellen kann, nur eben bei der Liebe nicht.

In der Kraftlosigkeit, mit der selbst die falschen und fetischistischen Bedürfnisse ersehnt werden, liegt gerade ihre Macht. Weil der an sich maßlose abstrakte Konsumwunsch unfähig ist, sich zur Besessenheit zu entwickeln, treibt er nicht zu der Schwelle fort, an der er seines Irrsinns inne werden müsste. Deshalb bringt selbst die Putzwut es nicht an den Punkt, wo schließlich auch die Menschen selbst im desinfizierenden Salzsäurebad ihr Leben lassen – oder aber in Gelächter über den Wahnwitz ausbrechen müssten. Das wunschlose Unglücklichsein, worin gegenwärtig alle Begeisterung getaucht ist, ist der Grund, wes-

halb aus Technikfetischisten, Fußballfanatikern und Bastlernarren keine rabiaten Käuze und potentiellen Revolutionäre werden, sondern verträgliche Zeitgenossen. Der Niedergang der Spielbanken im 20. Jahrhundert erklärt in diesem Zusammenhang vielleicht, warum die zu Beginn der Protestbewegung gelegentlich ausgesprochene Erwartung, der Widerspruch zwischen propagiertem und möglichem Konsum werde eine sprengende Kraft entwickeln, kaum Aussicht hat, bestätigt zu werden.

1974